Zeitschrift: Appenzellisches Monatsblatt
Band: 6 (1830)
Heft: 8

Artikel: Was soll der Appenzeller studiren?
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-542506

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Appenzellisches

Monatsblatt.

Nro. 8. August. 1830.

„Du hast nicht recht!“ Das mag wohl sein;
Doch das zu sagen ist klein,
Habe mehr recht als ich! das wird was sein.

Göthe.

547600

Was soll der Appenzeller studiren?

Man hat häufig den Anlaß, die Verlegenheit und Unentschlossenheit der Eltern, besonders derjenigen aus dem Mittelstande, wahrzunehmen, wenn es darum zu thun ist, die Söhne einem bestimmten Berufe zu wiedmen. Seit Errichtung einer Kantonsschule ist dies namentlich der Fall. Es geschieht gar nicht selten, daß Eltern, die einem ihrer Söhne ein paar Jahre lang Unterricht in der Kantonsschule geben ließen, nun glauben, bereits zu viele Opfer gebracht zu haben, um denselben nur zu einem gewöhnlichen Beruf zu bestimmen. Die Einsicht mangelt gar Vielen noch, daß Kenntnisse bei jeder Erwerbsart förderlich und nützlich seien. Dieser irrige Wahn verleitet nun Manche zu dem Entschluß, ihre Söhne studiren zu lassen. Unter den „studirten“ Fächern wird hier einzig Theologie und Medizin verstanden und je nach der vorherrschenden Neigung zu diesem oder jenem die Wahl getroffen.

Eine gedrängte Uebersicht der Vor- und Nachtheile, die diese Fächer gewähren und einige Andeutungen der Forderungen, welche unsere Zeit an Geistliche und Aerzte zu machen berechtigt ist, mögen hier nicht am unrechten Orte stehen.

Bisher haben noch alle, an Kenntnissen, Umgang und Charakter auch nur einigermaßen erträgliche Geistlichen unsers Kantons Unterkommen und Brod gefunden. Wer im Lande selbst keine Anstellung bekommen konnte, dem standen bis jetzt immer noch die benachbarten Kantone offen. Die Kantone St. Gallen und Thurgau waren das gelobte Land für diejenigen, welchen das Ländchen Gosen zu enge war, so wie für jene, welche als Propheten im Vaterlande einen zu niedern Kurs hatten. Im erstern Kanton sind gegenwärtig 8, in letzterm 7 appenzellische Geistliche angestellt. Graubündten diente den Schiffbrüchigen zum Nothanker, aber wie es scheint will dieser bald brechen, weil von allerwärts her zu viele ihre Hände nach demselben ausgestreckt haben. St. Gallen, mit eigenen Leuten reichlich, wenigstens zahlreich versehen, macht emsig Voranstalten zu einer Mauthlinie und wird bald nur noch den Transit gestatten. Deßgleichen soll Thurgau heimlich Miene machen, seine breiten Wege zu verengern oder größere Eingangszölle zu fordern; will ja dieser Kanton selbst dem fremden Geld, dem vornehmsten und angesehensten aller Passagiere, den Eingang versperren!

Auf 20 Pfründen in Appenzell A. Rh. haben wir zwischen 40 bis 50 Geistliche. Mehr als zwanzig derselben haben Anstellungen im Auslande. Einer ist im Kanton als öffentlicher Lehrer angestellt, ein anderer gibt Privatunterricht und ein dritter hat sich seit mehr als 20 Jahren einem ruhigen Candidatenleben geweiht, dem er wahrscheinlich treu sein wird bis an sein Ende. Zwei andere, früher als Pfarrer im Lande angestellt, leben in Resignation.

Ein starker Nachwuchs ist auf dem Wege. Es mögen deren bei 10 sein. So viel bekannt, sind in Basel schon wenigstens ein halbes Dutzend oder drüber der Theologie Beflissene. Dieser Ort übt immer noch eine alte Anziehungskraft auf unsere Leute aus. Darüber ist jetzt nicht mehr zu jammern, seit Troxler dort mit seinem allgewaltigen Wort die Nebel verscheucht, die aus dem Missions-Laboratorium aufqualmen und

die Schwachen betäuben. Es wäre unsern jungen Landleuten, die in Basel studiren, in keinem Fall zu verzeihen, wenn sie von dort heimkehrten, ohne bei diesem trefflichen Heilkünstler eine Reinigungskur gebraucht zu haben. Wir bedürfen hinfort nur gesunder Leute, und können keine schwache und kranke mehr gebrauchen.

Es bedarf nun wohl keiner großen Ueberredungskünste, um der Ueberzeugung Eingang zu verschaffen, daß die Aussichten auf das Unterkommen für junge Theologen eben nicht sehr glänzend und vielversprechend seien. Ausser dem Kanton, wir wiederholen es, wird es künftig sehr schwer werden, eine Anstellung als Geistlicher zu bekommen. In unserm kleinen Ländchen selbst wird zu selten eine Stelle vakant, weil deren nur wenige sind, und von diesen wenigen überdies gegenwärtig weit die meisten (4/5tel) mit jungen Männern oder solchen, die in der Blüthe ihrer Kraft stehen, besetzt sind. Es müssen somit die zurückkehrenden Kandidaten in Bälde, gleich denen einiger andern Kantone — z. B. Schaffhausen und zum Theil auch St. Gallen — sich auf die langweilige Wartburg begeben und mit Sehnsucht geharren, bis der gütige Himmel einen Mitbruder von einer Pfarre weg und zu sich nimmt. Während dieser Zeit der Hoffnung gehen oft die hoffnungsvollsten Tage dahin.

Und was ist am Ende der Lohn dieser ausharrenden Treue? Man erwarte hier nicht eine Schilderung der Freuden und Leiden des Predigerstandes; wir wüßten hierin nicht genug Bescheid, möchten aber auch zudem dieser Rücksicht nicht zu viel Rechnung tragen, da jeder Stand seine Freuden und Plagen hat. Es ist nur von einer Untersuchung der äußern Vortheile die Rede, also die Frage zu beantworten: ob die geistlichen Pfründen in unserm Kanton den Besitzern derselben eine sorgenfreie und unabhängige Existenz sichern oder vielleicht gar ihnen ein glänzendes Loos verschaffen?

Wenn man in die im Volke ziemlich allgemein gangbare Meinung einstimmen wollte, so müßte man die Frage ihrem

ganzen Inhalte nach unbedingt bejahen. Ehe wir hierüber absprechen, wird es gut sein, jene Vortheile näher ins Auge zu fassen und zu sehen, worin sie bestehen.

Die Besoldung der Geistlichen in Ausserrhoden ist eine wöchentliche, ein Wochenlohn, der 7 oder 8 bis 17 und im Durchschnitt 11 bis 12 Gulden beträgt, mithin jährlich circa 400 bis gegen 900, im Durchschnitt aber beiläufig 600 Gulden fixes Einkommen gewährt. Die Nebeneinkünfte oder Accidentien für Leichenpredigten, Copulationen, Taufen, amtliche Ausfertigungen und an Geschenken sind ungefähr eben so verschieden, und richten sich nicht bloß nach der größern und geringern Wohlhabenheit der Gemeinde, sondern auch nach herkömmlichen Gewohnheiten und selbst oft sehr nach der Persönlichkeit des Geistlichen. Wir glauben nicht groß zu irren, wenn wir diesen Nebeneinkünften im Durchschnitt einen Werth von 2 bis 300 Gulden beimessen, können aber die Vermuthung nicht verhehlen, daß sie da, wo sie am geringsten sind, 12 bis 15 Louisd'or schwerlich übersteigen dürften, so wie hinwieder behauptet wird, daß dieselben in Herisau, wo große Neujahrsgeschenke üblich sind, wohl 60 und mehr Louisd'or betragen können. An keinem andern Ort aber kann von einer solchen Summe die Rede sein. Das Gesammteinkommen der geringsten Pfründe wird sonach in beiläufig 500 Gulden und dasjenige der einträglichsten vielleicht in 150 Louisd'or bestehen. Einige wenige nur der übrigen tragen über 1000 Gulden ein. Die Mehrzahl wird zwischen 7 bis 900 Gulden schwanken. Oberflächlich betrachtet, scheinen das freilich schöne, runde Summen, zu denen annoch die freien, meistens sehr wohnlichen, bisweilen stattlichen Pfarrhäuser kommen. Aber man vergesse den Geistlichen nicht, der Vater ist einer zahlreichen Familie und bringe zugleich auch seine ganz eigenthümliche Lage in Anschlag und man wird sich bald überzeugen, das ein solcher, weit entfernt, sich Schätze sammeln zu können, sein Hauswesen noch auf einen ziemlich sparsamen Fuß stellen muß, im Fall er nicht etwa eigenes Vermögen besitzt. Denn nicht

nur kann oder darf der Geistliche bei uns, ohne Aergerniß zu erregen, keinen Nebenerwerb treiben, auch seine Familie ist so zu sagen ausser Verdienst gesetzt, da die Begriffe des Volkes noch von der Art sind, daß man es an den meisten Orten für unschicklich fände, wenn im Pfarrhause für andere Leute um den Lohn gearbeitet würde. Daß eine dem Stande angemessene Kleidung, unausweichliche Besuche und manch Anderes, was in einem andern Stande füglicher vermieden werden kann, auch wieder seine eigenen Ausgaben mit sich führe, ist leicht einzusehen.

Bei allem dem wüßten wir denjenigen Eltern, welchen es lediglich darum zu thun ist, ihren Söhnen zu Brod zu verhelfen und ihnen ein ziemlich gesichertes Einkommen zu verschaffen, keinen bessern Rath zu geben, als dieselben zu Geistlichen machen zu lassen, wenn es im Jahr 1830 noch so aussähe, wie Anno 1780 oder noch später. Damals war es unstreitig viel leichter ein guter Pfarrer zu werden als ein mittelmäßiger Schneider, und es ist keine Uebertreibung, wenn wir behaupten, daß es im Appenzellerlande (wie anderwärts auch) Geistliche gegeben habe, deren Kenntnisse jetzt nicht mehr hinreichten, in den bessern Schulen des Kantons aus der Alltagsschule in die Repetirschule zu gelangen. — So ist es aber nicht mehr. Die allmächtige Zeit trieb auch diesen Stand, wie alle andern vorwärts, und wer nicht vorwärts will, dem geht's wie Loths Weib. Die Forderungen an den Geistlichen werden um so strenger, je mehr die andern Klassen Fortschritte machen. Der Geistliche kann unmöglich hinter einem großen Theile seiner Pfarrangehörigen zurückbleiben, wenn er etwas nützen und die Achtung derselben erhalten will. Der Name und das Kleid gebieten heut zu Tage so wenig mehr Ehrfurcht als die Verfassungen des Erzählers. Man ist vom Glauben zum Schauen gelangt, und wer hartnäckig in seiner Blindheit verharren will, den lehrt man's fühlen. So fühlt es gewiß gegenwärtig derjenige Theil unserer Geistlichen, die da, wo sie weiland „aufgestellt" worden sind, stehen geblieben; er

fühlt es und wird immer mehr es fühlen, je weniger zufrieden man mit seinen Leistungen wird und je mehr die täglich anwachsende vernünftigere Klasse sich nach etwas Besserem sehnt; je mehr er die Liebe und die Achtung denjenigen zuwenden sieht, die nicht hinter ihrer Zeit zurückgeblieben sind. — Um auf diesen Standpunkt zu gelangen, bedarf es entschiedener Tüchtigkeit, langes und anhaltendes Studium und die Stellung eines Geistlichen wird um so schwieriger werden, er wird um so nöthiger haben, sich durch gründliche Wissenschaftlichkeit im bisherigen Ansehen zu behaupten, als ein anderer Stand mit verdoppelten Schritten ihm den Rang und den Einfluß abzulaufen sich bestrebt, — der der Pädagogen, oder der Lehrstand im neuern Sinne des Worts. Will der Theologe nicht vom Pädagogen verschlungen werden, so muß er diesen verschlingen, d. h. er muß auch dieses Fach sich ganz zu eigen machen. Bleibt er, auf der alten Stufe stehend, der höhern Volkserziehung fremd, so wird das ohne ihn erzogene Volk ihn alsbald als unnützes Glied ausstossen. So wie er in der abgeloffenen Weltepoche gleichsam die Pflegammenstelle des noch unmündigen Volkes übernommen hatte: so muß er sich in der angebrochenen Epoche der Mündigkeit desselben zur Aufgabe machen, ihm eine tüchtige Verbreitung zum männlichen Leben zu geben. Kurz, die Ammenweise muß jetzt von der mütterlichen Geistlichkeit abgelegt werden, gleichwie die väterlichen Regierungen die Kinderruthe bei Seite zu legen haben.

Um dieser weit höher gestellten Forderungen willen allein schon darf wohl eine strenge Selbstprüfung dem Entschlusse, sich dem geistlichen Stande zu wiedmen, vorausgehen, — der oben erwähnten Gründe gar nicht weiter zu gedenken.

(Fortsetzung folgt im nächsten Blatt.)